
Familienblätter
Sonntags-Beilage der Posener Zeitung.

Nr. 50. Posen, den 15. Dezember. 1895.

Der sechste Sinn.

Novelle von Woldemar Urban.
(Fortsetzung.)

Fräulein von Fahlen stand, auch nachdem er schon gegangen war, noch lange auf dem Fleck, wo sie ihm Adieu gesagt hatte, und starrte in sich selbst versunken vor sich nieder. Endlich griff sie wie mechanisch nach einem Buch, das unter verschiedenen anderen auf dem Tisch lag. Es war Lallah Rookh von Thomas Moore und in einem merkwürdigen Zusammentreffen der Ideen las auch sie:

Oh! there are looks and tones that dart
An instant sunshine trough the heart, —
As if the soul that minute caught
Some treasure it trough life had sougt.

As if the very lips ang eyes
Predestin 'd to have all our sighs,
And never be forgot again,
Sparkled and spoke before us then.

So came the every glance and tone.
When first on me they breath 'd and shone
New, as if brought other spheres,
Yet welcome as if loo'd for years. —

XI.

Herr Max Horn war seit dieser Unterredung mit Fräulein von Fahlen wie umgewandelt. Sonst die Ruhe und Sorglosigeit selbst, erfaßte ihn jetzt eine schier abenteuerliche Besorgniß nd Angst, und obwohl er mit Lassen noch bis spät in die Nacht inein zusammengesessen hatte, um alle Eventualitäten und mögchen Zwischenspiele für den folgenden Tag durchzusprechen, nnte er doch keine Minute schlafen. Er stand zeitig auf und m auf seiner unruhigen Wanderung endlich an der Küche vorbei, wo die Wirthschafterin damit beschäftigt war, das Frühstück für die Leute herzurichten. Sie hatte eben den Schinken vor, von dem Herr Lassen und Herr Horn unter Assistenz des alten Jochen am Morgen gefrühstückt hatten.

„Jochen", sagte sie erstaunt zu dem alten Mann, der bei ihr stand, „der Schinken ist ja angeschnitten!"

Als wenn er von dieser Thatsache höchlich überrascht wäre, antwortete der alte Mann behäbig:

„Mei' Seel', der Schinke ist a'geschnitte!"

„Aber das Schwein hatte doch keine angeschnittenen Schinken. Wir haben ihn doch ganz in die Räucherkammer gehängt!"

„Freili, freili haben wir'n ganz in die Räucherkammer gehängt", bestätigte Jochen mit einer wunderbaren Ruhe, über die sich die Wirthschafterin nicht wenig aufregte.

„Aber Du mußt doch wissen, wer ihn angeschnitten hat", sagte sie erbost, „es kommt ja Niemand in die Räucherkammer, als Du!"

„Natürli, natürli", bekräftigte Jochen wieder und ging mit eigenthümlichem Schmunzeln, als ob die Sache für ihn durchaus kein Interesse mehr hätte, nach der Ofenbank zurück, um sich zu wärmen. Das echauffirte die gewissenhafte Wirthschafterin selbstverständlich noch mehr, und sie beklagte sich bitter, daß es mit dem „alten Mann" garnichts mehr sei und er zu Nichts mehr zu gebrauchen wäre. Dagegen stieg Jochen in der Bewunderung des jungen Herrn Horn um ein Beträchtliches. Das war eine demonstratio ad oculos, welch eine schöne Sache ruhig Blut sei. Sie hatte glücklicherweise auch die Eigenschaft, daß nun Max sah, was ihm fehlte, und schon dadurch um Vieles gefaßter wurde. Mochte kommen was da wollte, sagte er sich, nur kommen sollte es.

Auf dem Hofe traf er auf Lassen, der sich eben anschickte, auf die Felder zu reiten.

„Wie geht's?" rief ihm der Amtmann zu.

„So erbärmlich wie möglich", antwortete er; „mir ist zu Muth wie einem Hahn in der Mauser, oder einem Krebs, wenn er die Schalen abgeworfen hat. Ich bin schon seit zwei Stunden auf den Beinen, die mir wie eben so viel Jahre vorkommen. Die Zeit schleicht mir davon wie ein Krüppel, der schlechte Krücken hat. Wenn das so fortgeht, bin ich ein alter Mann, ehe Mittag kommt."

„Gegen solche Krankheiten weiß ich ein Mittel. Reite nach Erlenhorst hinaus; dort hat der gestrige Schneesturm viel Schaden gemacht. Ich habe den Haßlich mit sechs Tagelöhnern hinausgeschickt. Sieh doch einmal nach, wie die Sachen dort stehen."

„Und wenn unterdessen — —"

„Nichts unterdessen! Alles Andere hat Zeit."

Damit ging Lassen seiner Wege, und Max fand, daß er Recht hatte. Er mußte zu thun haben, mußte arbeiten, um zu seiner unbefangenen Ruhe zurückzukommen.

Auf diese Weise kam der Mittag schließlich doch heran, auch ohne daß Max ein alter Mann wurde. Er war soeben erst vom Erlenhorst zurückgekehrt, als Herr Aktuar Saegebühl in einem kleinen eleganten Cab von Doberan in den Hof einfuhr. Noch ganz erhitzt vom raschen Ritt, eilte ihm Max entgegen, wobei er bemerkte, daß Herr Saegebühl sich in einer Weise herausstaffirt hatte, die seinen ausgezeichneten Respekt vor der Dienerschaft auf Doberan, der er angeblich ein Trinkgeld zukommen lassen wollte, bewies. Aus dem hohen und steifen Stehkragen ragte das an sich mattfarbige Gesicht, das nur von den kleinen, überaus lebhaften Augen belebt wurde, mit einer Schneidigkeit heraus, die einen ungemein unternehmenden Eindruck machte. Der etwas spärliche Bart und die noch spärlicheren Haare waren mit sehr haushälterischer Oekonomie

gruppirt und verfehlten ihren Effekt auf den ersten Anblick nicht. Eine leuchtende, blau und roth gestreifte Kravatte — wahrscheinlich als Ersatz der frischen Gesichtsfarben — mit einer koquett seitwärts befestigten Diamantnadel, unverhältnißmäßig weite Manschetten, hellgelbe Handschuhe, mit dicker, bäuerischer brauner Stickerei darauf — angeblich die letzte Mode — machten ihn zu einem Modegott par excellence, zu einem unwiderstehlichen Herzensdieb, zu einem vornehmen, geistreich tändelnden, angenehmen Schwerenöther, einem Salonlöwen, wie nur je einer ein blitzendes Monocle getragen hat.

Und das wollte sein Schwager werden! Dieses Takelwerk nichtsnutziger Firlefanzereien der Mann seiner rundlichen, niedlichen, nur etwas schnippischen und verzogenen Doris? Max erkannte sofort den ganzen Ernst der Lage, und er wäre in diesem Moment wohl zu noch Schrecklicherem bereit gewesen.

Mit sehr ausgiebiger Inbrunst warf er sich dem Ankömmling in die Arme und hätte ihn soger im Sturm seiner innigen Gefühle beinahe geküßt.

„Liebster Freund, bester Adolar, bist Du endlich da?"

„Aber, höre mal, Max, Du zerdrückst mir ja die ganze Façon, ist ja scheußlich! Und Du riechst nach lauter Pferd."

„Oh verzeihe, bester Freund, aber in der Freude, Dich hier zu sehen, endlich einmal in unserem verbauerten, kulturversunkenen Hof von Doberan wieder ein anständiges Menschenantlitz zu sehen — Du weißt nicht, wie wohl das thut. Unter Larven die einzig fühlende Brust —"

„Weiß es, weiß es", lächelte er selbstzufrieden, „muß ja hier elend langweilig sein. Ich glaube, ihr lest hier nicht einmal eine anständige Zeitung."

„Wo soll sie denn herkommen! Außerdem haben wir auch gar keine Zeit dazu."

„Na, ich danke."

„Und nun sag' einmal, Adolar, hast Du mit meinem Vater gesprochen?"

„Gesprochen?" Ba! Hier ist sein Brief. Er erlaubt Dir, vorläufig zur Ordnung Deiner Angelegenheiten bis nächste Woche hierzubleiben. In dieser Zeit werde ich ihm beibringen — notabene, wenn Du mir in anderer Weise, die Du gleich hören wirst, gefällig sein willst —, daß Du jetzt, so kurz vor Weihnachten und mitten im Semester unmöglich in Heidelberg etwas ausrichten kannst. Kurz, ich verbürge mich, Max, Dir bis Ostern Luft zu schaffen — notabene, wenn Du erkenntlich bist."

Max überflog rasch den Brief. Es war richtig so, wie er sagte.

„Aber, Adolar, wie kannst Du nur zweifeln, daß ich nicht Alles für Dich thun werde, was irgend in meinen Kräften steht! Du hast nur zu sagen, was ich thun soll, und es ist so gut wie geschehen."

„Zunächst noch eine Frage, Max", sagte der Aktuar, und seine kleinen schwarzen Augen lagen mit einer beunruhigenden Schärfe auf dem jungen Mann; „wie kommt es, daß Du Dich darauf kapricirst, gerade in Doberan zu bleiben?"

Die Frage traf tief und sozusagen mitten ins Schwarze. Max bedurfte seiner ganzen Geistesgegenwart, um die Verwirrung, die sie hervorbrachte, zu verbergen.

„Du sagst selbst, daß Du hier unter Larven die einzig fühlende Brust seiest. Also woher diese Wuth, hier zu bleiben?" fuhr Herr Saegebühl mit einer logischen Schärfe fort.

Max war in größter Verwirrung. Hatte er sich einer Uebertreibung schuldig gemacht? Hatte der Fuchs Laub gerochen? Wollte er wirklich so kurz vor der Falle Reißaus nehmen?

„Aber, lieber Freund", sagte er endlich im gleichgiltigen Tone, „Du weist doch, daß ich nun einmal auf die Idee verfallen bin, ein Bauer zu werden. So viel habe ich ja wohl nun schon wegbekommen, daß das auch kein Paradies ist, wie Du das auch richtig bemerkt hast. Aber es handelt sich für mich vor Allem darum, von zwei Uebeln das kleinere zu wählen. Dirrlapp und Doberan sind Beide Uebel, aber Doberan ist schließlich doch das kleinere."

Es war dem jungen Mann gar nicht behaglich unter dem stechenden Blick des Aktuars, aber er that sein Möglichstes, um die kleine Uebertreibung seiner Zärtlichkeit, deren er sich schuldig gemacht hatte, wieder gut zu machen.

„Uebrigens", fuhr er fort, um den aufkeimenden Verdacht des Herrn Saegebühl im Entstehen wieder zu erdrücken, „hält mich in Doberan nichts. Ich vertausche es morgen mit einem anderen Aufenthaltsort, wenn ich einen besseren finde. Für Doberan gab zunächst nur Vetter Lassen den Ausschlag."

„Das stimmt allerdings", sagte der Aktuar langsam. Dann zuckte er die Achseln und sagte: „Schließlich, des Menschen Wille ist sein Himmelreich! Wenn Du also mit Gewalt ein Bauer werden willst — gut! Meinen Segen hast Du. Und nun, also, Max, was ich Dich fragen wollte — weiß Fräulein von Fahlen um meine Verlobung mit Doris?"

„Das kann ich Dir wahrhaftig nicht sagen. Du machst Dir vielleicht über unsern Verkehr mit Fräulein von Fahlen eine falsche Idee. Sie ist sehr reservirt uns gegenüber, und wenn wir miteinander sprechen, was äußerst selten und höchst flüchtig geschieht, so wird nur Geschäftliches besprochen. Ich hätte also, selbst wenn ich es wünschte, gar keine Gelegenheit gehabt, mit ihr von Deiner Verlobung zu sprechen."

„Nun, ich wollte Dir nur sagen, Max, daß es mir lieb sein würde, wenn Du nicht davon sprechen würdest. Unter uns gesagt, Doris ist von einem unausstehlichen Eigensinn. Ich habe mich gestern Abend mit ihr gezankt. Denke Dir! Hat sie sich plötzlich in den Kopf gesetzt, sich eine Brauttoilette mit meergrünem Aufputz machen zu lassen; eine Farbe, die ich, wie sie wohl weiß, nicht ausstehen kann."

„Lieber Freund", entgegnete Max bedauernd, „wem erzählst Du das? Ich muß doch am allerbesten wissen, wie sehr sie eigensinnig sein kann. Sie war schon in der Schule so eigensinnig, daß alle Welt sagte, sie hätte sechs Sinne, nämlich die gewöhnlichen fünf und den Eigensinn."

„Nun, Du wirst begreifen, daß mir, der ich sie bisher nicht von dieser Seite kannte, das sehr große Sorge macht, und wirst begreifen, daß unter solchen Umständen aber doch noch nicht aller Tage Abend ist, nicht sein kann."

„Ich begreife Alles; komm', Adolar, das Essen wartet auf uns. Wir sind einig, und wenn ich Dir hier von einigem Nutzen sein könnte, so weißt Du nun, wie gern es geschieht Eine Hand wäscht die andere; so geht die Welt vorwärts. Nicht? Schau, dort kommt schon Vetter Lassen, der uns wahrscheinlich sucht. Sei still, er braucht von nichts zu wissen."

„Sage ihm nur — —"

„Kein Wort, Adolar, ich begreife Alles. Wozu willst Du noch Worte machen? Wie geht's Alex?"

Herr Lassen war unterdessen herangekommen und nahm sich kaum Zeit, die Herren entsprechend zu begrüßen, um ihnen die überraschende Mittheilung zu machen, daß Fräulein von Fahlen sie durch ihr Kammermädchen habe zum Essen einladen lassen.

„Nun", sagte Max launig, „ich will mein Lebtag Quark essen wie ein kranker Staar, wenn wir diese noch nie dagewesene Ehre nicht unserem Gast zu danken haben."

„Wirklich noch nie dagewesen?" fragte Herr Saegebühl.

„In der Geschichte dieser Welt noch nicht. Kommt, ich muß noch rasch Toilette machen. Ich kann mich nicht mit Reitstiefeln und Sporen an den Tisch setzen, an dem Fräulein von Fahlen sitzt. Sie soll sehr viel auf solche Sachen geben."

Herr Saegebühl schob die großen Manschetten zurecht, um die Handschuhe zur Geltung zu bringen, und ging im selbstgefälligen Bewußtsein seiner Unwiderstehlichkeit mit über den Hof von Doberan nach der Amtmanns-Wohnung.

XII.

Fräulein von Fahlen hatte für ihre Gäste nicht im Herrenhause, sondern in dem noch vom letzten Jagdfrühstück her zum Wintergarten umgewandelten Warmhause decken lassen. Unter einer riesigen, wohl mehr als hundertjährigen Palme war der Tisch mit den vier Couverts aufgestellt. Zahlreiche Topfpflanzen schmückten ihn, so daß sich die Herrschaften mit größter Bequemlichkeit vor einander verstecken konnten, wenn sie daran hätten Gefallen finden sollen. Auf Fräulein von Fahlen's ausdrückliche Anordnung saß rechts von ihr der Gast auf Doberan, Herr Actuar Saegebühl, links von ihr stand eine etwa meterhohe, prächtig entwickelte Palma filifera, hinter dieser — in respektabler Entfernung von der Herrin — saß Max, neben ihm Lassen, und zwischen Lassen und Saegebühl stand das Gegenstück zu obiger Palme.

Fräulein von Fahlen war ein Muster guter gesellschaftlicher Erziehung; deshalb verstand sie die Kunst des Zuhörens vorzüglich, und als Herr Saegebühl, das große Wort führend, von

seinen Reisen erzählte, war sie ganz Auge und Ohr. Endlich seufzte sie etwas schwermüthig auf und sagte:

„Ach, wer doch auch wie Sie, Herr Actuar, im Stande wäre, so schöne Reisen zu machen, solche Erlebnisse zu haben, überhaupt sein Leben so angenehm zu gestalten."

„Und was hindert Sie denn, Ihr Leben in gleicher Weise angenehm zu gestalten, gnädigstes Fräulein?"

„Aber, Herr Actuar! Hier in Doberan wohl?" fragte sie spöttisch.

„Gehen Sie doch wieder auf Reisen."

„Ach, ich weiß nur zu gut, was das ist! Eine Dame allein auf Reisen. Nie wieder!"

„Nun —" begann der Actuar, fuhr dann aber nicht fort, sondern lächelte geistreich und sah Fräulein von Fahlen ziemlich frech an. Fräulein von Fahlen schlug die Augen nieder und es entstand eine kleine Pause.

„So sind Sie nicht gern in Doberan, meine Gnädigste?" fragte der Actuar wieder in der festen Ueberzeugung, einen günstigen Eindruck gemacht zu haben.

„Wer ist wohl gern in Doberan", seufzte Fräuleiu von Fahlen.

„Langweilig, he?" flüsterte der Actuar mit eigenthümlicher Vertraulichkeit.

Fräulein von Fahlen, die in ihrer ruhigen, vornehmen Freundlichkeit von einer hinreißenden Liebenswürdigkeit sein konnte, mochte jetzt glauben, daß er — reif sei. Sie hustete leise und Max begann mit größter Besorgniß und ziemlichem Eifer dem Amtmann auseinander zu setzen, daß die auf dem Hinterschuppen aufgespeicherten Kleienvorräthe anfingen dumpfig zu werden und daß es die höchste Zeit wäre sie umzustechen, um eine nachtheilige Einwirkung auf die Milch der Kühe, welche sie als Futter erhielten, zu verhüten.

„Wie können Sie etwas Anderes voraussetzen?" fuhr dann Fräulein von Fahlen liebenswürdig fort. „Wenn Jemand so wie Sie an Welt und Gesellschaft gewöhnt ist und sieht sich dann plötzlich auf ein in öder Leere gähnendes Schloß versetzt, so kann das wohl nicht anders als in höchster Potenz langweilig sein. Mein einziges Vergnügen in dieser ganzen Zeit war neulich die Jagd. Ich habe seit Jahren nicht so herzlich gelacht, als wie der Herr Innungsobermeister seinen Besen aus dem Futteral zog. Der Streich zeigt von einem so glücklichen Humor, von einer so geistreichen Erfindung, daß ich den Urheber, wenn ich ihn wüßte, hätte küssen mögen."

Der Actuar war plötzlich wie elektrisirt. Das Monocle wurde aufgesetzt, die Manschetten zurückgeschoben und ein rascher Blick auf die beiden Bauern geworfen, die glücklicher Weise gerade jetzt in ihre dämlichen Kleienvorräthe ganz versunken zu sein schienen.

„Ha, meine Gnädigste", sagte er leise und mit triumphirendem Lächeln, „wenn Sie mich nicht verrathen —"

„Wie, Herr Actuar? Sie wissen davon?"

„Bst, um Gotteswillen, meine Gnädigste, nicht so laut. Ich weiß nicht nur davon, sondern ich mache auf die geistige Urheberschaft voll und ganz Anspruch."

Eine Sekunde lang war Todesstille, dann ein leichtsinniger Erleichterungsseufzer von Seiten des Herrn Lassen, gleich darauf ein ziemlich derber aber ganz unsichtbarer Stoß von Seiten Max' in Lassen's Rücken. Am meisten Gegenwart behielt wieder Fräulein von Fahlen. Sie faßte sich zuerst.

„Nicht möglich, Herr Actuar", sagte sie, und versuchte ein Lächeln, das ihr ganz reizend gelang.

„Wenn Sie mir versprechen, mich nicht zu verrathen."

„Aber Herr Actuar, wo werde ich denn! Nicht um eine Million!"

„Am Besten ist es", sagte Max ziemlich aufgeregt, „wir füllen einen Theil der Kleie wieder in die Säcke und stellen sie an einen lustigeren Ort. Es liegt zu viel auf dem Schuppen."

„Ich bin in der glücklichen Lage, meine Gnädigste", flüsterte der Actuar, „Ihnen meine Urheberschaft beweisen zu können. Mein Kutscher, den ich damals mit von Dinglingen gebracht habe, wird Ihnen nöthigenfalls bestätigen, daß er nach meiner Instruktion handelte, als er das Gewehr mit dem Besen vertauschte."

„Das ist ja reizend, Herr Actuar."

„Aber nun, meine Gnädige, die Belohnung? Sie haben mir gesagt, daß Sie den Urheber hätten küssen mögen. Wollen Sie nun Ihr Wort brechen?"

„Oh, Oh, Herr Actuar — —"

„Gnädiges Fräulein, dem Verdienste seine Krone!" bat Herr Saegebühl weiter.

„Nun gut — — aber —" lispelte Fräulein von Fahlen, als Max plötzlich mit zitternder Aufregung rief:

„Das ist Uebertreibung, das ist nicht nöthig, das ist gegen die Verabredung."

Lassen kniff ihm gehörig ins Bein.

Aber auch Fräulein von Fahlen verlor diesmal ihre Geistesgegenwart. Stumm und ergeben in ihr Schicksal senkte sie die Augen, mit einem glücklichen und bezaubernden Lächeln um die feinen Lippen schien sie zu denken: Nun kann es meinethalben werden wie es will. Und es wäre gewiß auch so geworden, wenn nicht Herr Lassen mit beispielloser Bravour in die Bresche gesprungen wäre und die Situation gerettet hätte.

„Es ist wohl nöthig, Max", rief er ebenfalls heftig, „und durchaus keine Uebertreibung, wenn ich sage, daß wir die Kleie jetzt nicht weiter füttern dürfen. Wenn ich früher anders bestimmte, so kam es daher, daß ich den Zustand der Kleie nicht so genau kannte. Jetzt wäre es entschieden um die ganze Milchwirthschaft geschehen, wenn wir so weiterfüttern wollten, wie bisher. Wir hören also auf und damit basta."

Es trat eine unheimliche Pause ein. Die drei Verschworenen saßen da wie etwa die armen Seelen vor dem Schattenrichter Minos in der Unterwelt. Herr Saegebühl schüttelte mit einer verblüfften Miene das Monocle aus dem Auge und richtete die scharfen, forschenden Blicke nach den jetzigen Kleiengelehrten. „Die Herren scheinen ja eine wahre Vorsehung für ihre Milchkühe zu sein", sagte er endlich mehr spöttisch und verächtlich, als ob er schon durch den Ton seiner Aeußerung kennzeichnen wolle, wie abgeschmackt er ihre laute und stöhnende Unterhaltung finde.

„Ich begreife nicht, wie man sich dabei aufregen kann" sagte Herr Lassen noch immer in ziemlicher Hitze. Wenn ich sage, die Fütterung ist nicht richtig, so ist sie eben nicht richtig. Ich muß es doch schließlich wissen, — besser als Einer."

„Begreifen Sie das, meine Gnädigste?" wandte sich Herr Saegebühl wieder zu seiner Nachbarin.

Fräulein von Fahlen zuckte lächelnd die Achseln.

„Die Herren machen mir den Eindruck", sagte sie halblaut „wie seiner Zeit Herr Professor Dirrlapp, der mich eine geschlagene Stunde nach der Thurmuhr von Doberan über die Auslegung der Genesis unterhielt. — Was ist mir Hecuba. Ich hätte nicht gedacht, daß es Menschen gäbe, die, sozusagen, nur ein Rad im Kopfe haben. Wenn dieses still steht, steht Alles still."

Herr Saegebühl hielt es für zeitgemäß, dem Fräulein von Fahlen für diese scharfsinnige Bemerkung ein möglichst gescheidtes Compliment zu machen, was ihn so beschäftigte, daß er keine Zeit mehr fand, über diese doch immerhin auffallende Kleieaffaire nachzudenken.

„Aber", fuhr er fort, „Sie müssen nicht glauben, meine Schönste, daß dies bei allen Menschen so ist. Bei mir zum Beispiel vermag diese Zwischenbemerkung nicht unser vorheriges Thema zu verdrängen, und ich möchte Sie deshalb bitten, in Ihrem angefangenen Satze fortzufahren. Sie werden begreifen, von welchem weittragenden Interesse Ihre Antwort für mich ist."

Fräulein von Fahlen war sehr verschämt und flüsterte:

„Herr Aktuar — —"

„Nein, so war's nicht, meine Gnädigste", unterbrach sie dieser, „Sie sagten vielmehr: Nun gut — aber — und brachen ab. Was wollten Sie noch sagen?"

„Ich wollte noch sagen, aber Sie sind doch, wenn ich nicht irre — verlobt. Was würde ihre Braut sagen, Herr Aktuar, wenn ich — — wenn Sie — — oder habe ich mich geirrt?"

Herr Saegebühl hatte etwas Derartiges kommen sehen; aber er war entschlossen, sich einer — Uebereilung wegen, wie er seine Verlobung mit Fräulein Doris Horn unter den jetzigen Umständen ansehen mußte, von seinem Ziele nicht abbringen zu lassen.

Obgleich nicht besonders waghalsig, glaubte er doch dieser Brücke nicht mehr zu bedürfen, um zu einem besseren Diesseits eingehen zu können. Außerdem hatte er sich als guter Rechner wohl überlegt, daß Herr Horn senior als Schwiegervater von einer bedauerlichen Gesundheit war, während hier die Sache ganz anders stand; hier war alles klipp und klar. Schließlich

war er auch überzeugt, daß er eine solche Brücke, wie er abzubrennen im Begriff war, jederzeit wieder aufbauen konnte. Das Erreichte erschien ihm leicht erreicht. Er machte eine sehr vornehme Miene.

„Gnädiges Fräulein, wenn Sie nur diese Bedenken tragen, so habe ich unbedingt gewonnen", sagte er.

„Aber ich verstehe nicht, Herr Aktuar. — —"

„Sie werden aber sofort verstehen, wenn Sie mir einen Augenblick zuhören. Ich habe durchaus keine Ursache, aus meinen Darlegungen einen Hehl zu machen und es ist mir sogar erwünscht, wenn die Herren mir ebenfalls einige Aufmerksamkeit schenken, um mir die Richtigkeit dessen, was ich sage, bestätigen zu können."

„Wenn Sie, meine Gnädigste, das Leben in den kleinen Städten, wie etwa Dinglingen, genauer kennen würden — Gott behüte Sie übrigens davor — so würden Sie wissen, daß die jungen Damen, wenn sie sich den Alten entwachsen fühlen, was jetzt merkwürdiger Weise sehr früh geschieht, das Bedürfniß haben, zum Besuch der Bälle, der öffentlichen Unterhaltungen, der Promenaden, der Konzerte u. s. w. einen Begleiter zu suchen, der amüsanter ist als die Eltern. Die Praxis hat sich also dahin ausgebildet, daß man sie — lediglich aus Zweckmäßigkeitsgründen — mit einem solchen Begleiter — — verlobt, oder, wenn Sie wollen, sich für alle Fälle kalt stellt, wie der technische Ausdruck lautet."

„Ah, Ah, das ist stark", äußerte Fräulein von Fahlen.

„Die Herren werden die Güte haben, mir das im Großen und Ganzen zu bestätigen", fuhr der Aktuar fort, worauf Max und Lassen durchaus keine Veranlassung zu haben glaubten, die gewünschte Bestätigung zu verweigern.

(Fortsetzung folgt).

Die Kassenrevision.

Von Paul Reinholtz.

Herr Waldemar Erdmann war ein verhärteter Junggeselle. Das wird Jedem erklärlich erscheinen, wenn er hört, daß Erdmann seit 25 Jahren Untersteuereinnehmer war, täglich 9 Stunden auf seinem Drehschemel hockte und sich zum Bureaukrat vom reinsten Wasser herausgebildet hatte. Zuerst war er Schreiber gewesen gegen Tagegelder, da wurde der Obersteuereinnehmer Lindner zum Kommissionsrath ernannt und in der Freude seines Herzens ließ dieser den Tagschreiber zu seinem Untersteuereinnehmer avanciren. So hatten die beiden denn 25 Jahre zusammen gearbeitet. Erdmann quittirte über die eingehenden Gelder, schrieb die Eingänge fürsorglich in zwei dicke Bücher, addirte die langen Zahlenreihen und lieferte Abend für Abend Bücher und Geld an seinen Chef ab, der sich mit denselben in sein Allerheiligstes zurückzog und ein gewaltiges Klimpern und Rasseln mit den Geldschrankschlüsseln vollführte, wenn er „Schluß machte."

Kommissionsrath Obersteuereinnehmer Lindner war auch Ehrenbürger der Stadt, die Armen wußten von seiner Wohlthätigkeit nicht genug zu erzählen. Eine ganze Reihe Ordensbändlein schmückte das Knopfloch seines Rockes und Aller Häupter entblößten sich, wenn der alte Herr über die Straße schritt.

Nun hatten sie 25 Jahre lang zusammen gelebt, friedlich im Bureau, schiedlich im Privatleben, denn Erdmann war doch eben nur Untersteuereinnehmer und reichte als solcher bei Weitem nicht an die gesellschaftliche Position heran, die der Herr Kommissionsrath einnahm.

Da aber kam jener Montag, jener verhängnißvolle Montag. Erdmann erinnerte sich der Einzelheiten mit photographischer Treue: Er war, wie gewöhnlich, pünktlich 8½ Uhr in seinem Bureau gewesen. Kaum hatte er die Klinke in die Hand genommen, da war der Diener herbeigeeilt: „'s muß was los sein, der „Alte" ist schon seit einer Stunde drin."

Erdmann machte ein Gesicht, als ob er eben aus den Wolken gefallen sei. Der Kommissionsrath war jetzt, um 8½ Uhr schon im Bureau? So etwas war thatsächlich seit einem Vierteljahrhundert nicht vorgekommen. Da mußte wirklich und wahrhaftig was los sein. Erdmann hing Rock und Hut an den Nagel, brachte seinen Drehstuhl in die vorschriftsmäßige Höhe, klappte die Bücher auf und putzte sich zuerst die Brille, dann die Nase, — wie an jedem anderen Morgen auch. Er hörte, daß der Kommissionsrath ebenfalls Bücher auf- und zuklappte, sehr oft aufstand und sehr oft mit den Geldkassenschlüsseln klapperte.

Nach etwa einer Stunde kam er heraus. Mit Mühe nur unterdrückte Erdmann ein „Donnerwetter", der Mann sah ja entsetzlich aus, wahrscheinlich war er krank. Das Gesicht war gelb wie Pergament, die Augen lagen tief in den Höhlen, die Perrücke war derart verschoben, daß der sorgfältig markirte Scheitel fast über dem linken Ohre saß.

„Erdmann", meinte er mit etwas heiserer Stimme, „heut kommt eine Kassenrevision, Ihre Bücher sind doch in Ordnung? Der Bürgermeister sagte es mir schon gestern, ich habe Alles rangirt. Nur das eine, daß macht mir noch Sorgen. Sie sind ein Ehrenmann, wissen Sie . . . ich möchte Sie . . ., ich hätte Sie . . ." er zerrte krampfhaft an seiner Kravatte, wie um sich Luft zu schaffen. „Na, um zum Schluß zu kommen", fuhr er endlich mit fester Stimme fort, „ich habe eine Bitte an Sie: Diesen Brief übergeben Sie nächste Woche meiner Tochter persönlich." Er legte ein ganz geschäftsmäßig aussehendes Schreiben auf das Pult und reichte Erdmann die Hand Dieser versicherte immer auf's Neue, daß er Alles auf das Pünktlichste besorgen werde, er dienerte und knixte, bis ihn sein Vorgesetzter unterbrach: „Ich weiß, lieber Erdmann, daß Sie ein verläßlicher Mensch sind, — mit dieser Mission hätte ich auch Niemand Anderen betraut . . .", er machte beinahe militärisch stramm kehrt und stolzirte in sein Allerheiligstes zurück.

Erdmann faßte sich an den Kopf. Etwas los war unbedingt, aber was wohl eigentlich? Die Revision? Ach, das war ja nur eine Komödie. Man kam und begrüßte sich; der Kommissionsrath schlug die Bücher auf, er schloß den Geldschrank auf, es wurde oberflächlich gerechnet, oberflächlich gezählt. Dann aber gingen die Herren zum Frühstück nach dem Weinkeller und der Kommissionsrath ließ sich für den Nachmittag regelmäßig entschuldigen, „er habe ganz furchtbares Kopfweh." Jetzt war nun allerdings ein neuer Kreishauptmann ernannt worden, der sehr „schneidig" sein sollte, aber was verschlug das? Bei ihm war ja Alles im Lothe und beim Komissionsrath erst recht, der war von peinlicher Gewissenhaftigkeit.

Und dann sah er sie über den Rathhausplatz schreiten, in der Mitte der Kreishauptmann, eine lange hagere Gestalt mit gezwirbeltem Schnurrbart, rechts flankirt vom Bürgermeister, links vom Stadtverordnetenvorsteher. Hinter dieser Gruppe kam der Polizeiinspektor, mit einem Gendarmen. Das war verwunderlich, — was hatten denn die bei der Revision zu schaffen?

Auch der Kommissionsrath mußte die Nahenden bemerkt haben. Erdmann hörte daß er sich scharf räusperte, die Bücher zuschlug, das Schlüsselbund auf das Pult warf. Dann klang es, als ob mit kurzem, scharfem Zug ein Pfropfen gelöst würde, das Herausziehen aus dem engen Flaschenhals mußte Kraft erfordern. Nochmals ein scharfes, energisches Räuspern, ein merkwürdiges Knistern und Knastern des Schreibstuhles, das Fallen eines klatschenden, flatternden Gegenstandes.

Erdmann wollte schon zusehen, was es da gäbe, da wurde die Thür geöffnet und die Kommission trat herein. „Kreishauptmann von Zedtwitz", stellte sich der mit dem gezwirbelten Schnurrbart vor. „Herr Kommissionsrath in dienstlicher Eigenschaft zu sprechen?" Erdmann fühlte eine merkwürdige Erregung, er vermochte kaum den Mund zu öffnen. „Jawohl", stammelte er endlich, „jawohl . . ., der ist schon seit einigen Stunden . . ., er weiß schon, daß Sie kommen . . .", — der Kreishauptmann zog die Augenbrauen hoch und blickte erstaunt nach dem Bürgermeister —, „. . . im nächsten Zimmer, bitte sehr, der Herr Kommissionsrath wird erfreut sein . . ." Der Kreishauptmann hatte schon mit langen Schritten die zwei Stufen erreicht, er trat in's Zimmer, — wankte aber im nächsten Augenblick wieder zurück, der Kneifer war ihm von der Nase gefallen, er machte eine Geberde des Schreckens. Der

Bürgermeister und dessen Begleiter schienen sich nicht bis zur Schwelle vorzutrauen und da auch der Polizeiinspektor plötzlich seinen pickelhaubengeschmückten Kopf zur Thüre hineinsteckte, sprang Erdmann auf und hattn im Nu die Treppenstufen überschritten. Es bot sich ihm ein grauenhafter Anblick dar: auf dem Sessel hing, zusammengekrümmt und verzerrt die Gestalt des Kommissionsrathes, das Gesicht mit den verglasten Augen war der Thür zugewendet, die Perrücke lag am Boden, über die glatte Schädeldecke huschten die Sonnenstrahlen. Auf dem Pult stand ein Fläschchen mit langem Hals, halb geleert, dem ein scharfer, die Geruchsnerven beleidigender Duft entstieg. Erdmann faßte krampfhaft nach der Thür, seine Kniee schlotterten, er drohte umzusinken.

Inzwischen hatte der Kreishauptmann seine Geistesgegenwart wieder gewonnnn. „Sofort einen Arzt,“ herrschte er den Polizeimann an. Der verschwand sofort, und hastete nach dem Weinkeller, wo der Sanitätsrath um diese Zeit seinen Morgentrunk zu nehmen pflegte. Wenig Minuten später betrat der Doktor das Steuer-Bureau. Er schnüffelte in der Luft umher, der scharfe Duft aus dem Fläschchen hatte den ganzen Raum durchzogen. Nur einen Blick warf er auf das gelbe Gespenst, das da auf dem Sessel hockte, dann erklärte er: „Nichts zu machen, Vergiftung, auf der Stelle tödtlich, schärfstes Gift . . .

„Aber wer ist denn der Kerl eigentlich?“ Der Hausarzt hatte seinen Freund noch garnicht erkannt! Er warf einen fragenden Blick umher. „Wirklich?“ meinte er dann, „das ist ja . . . . da muß man ja . . .“ Mit zitternden Fingern nahm er die Perrücke vom Boden auf und stülpte sie auf das Haupt des Todten. Dann drückte er diesem die Augen zu und bettete die Leiche auf das Sopha. Das Fläschchen korkte er sorgfältig zu und steckte es zu sich.

Mittags schon wußte es die ganze Stadt. Der Kommissionsrath hatte sich vergiftet, die Kasse wies ein ungeheures Defizit auf. Die Höhe desselben war nicht festzustellen, da die Hauptbücher Fälschungen über Fälschungen aufwiesen. Die Bureaux wurden behördlich geschlossen und Erdmann nach Hause geschickt. Der war wie zerschmettert. Wer hätte ein solches Ende kommen sehen? Dieser alte ehrwürdige Kommissionsrath! Und wo war denn das fehlende Geld, seine Bücher hatten doch immer gestimmt! Zum Unglück noch der Brief, da stand vielleicht Alles drin, wie sollte er denn diesen Unglücksbrief los werden? Die Tochter kannte er nur vom Hören-Sagen, sie war schon ziemlich angejahrt, aber stolz, sehr stolz! Herr Erdmann verbrachte eine schlaflose Nacht, es waren zu viel der schrecklichen Ereignisse gewesen, die binnen wenig Stunden auf ihn eingestürmt waren.

* * *

Am nächsten Morgen erhielt er eine Genugthuung, die ihm sein seelisches Gleichgewicht wiedergab. Er wurde aufgefordert, seinen Posten wieder einzunehmen, zumal in seinen Büchern nicht das geringste Fehl entdeckt worden war. Die Beerdigung des Verstorbenen erfolgte in der üblichen Form, die Stadt ehrte trotz und trotz alledem ihren Ehrenbürger in gebührender Weise. Da sah Erdmann die Tochter ganz genau: sie machte den Eindruck einer älteren Dame. Das Haar war schon mit Silberfäden durchzogen, die Augen thränengeröthet, die Gestalt schien wie gebrochen und wurde von Schüttelfrost durchschauert.

Also der Dame sollte er den Brief abgeben: „persönlich“, hatte ihm der Kommissionsrath eine halbe Stunde vor seinem Tode eingeschärft. Da gab es denn kein Ausweichen, ein Drückeberger wollte er nicht sein und ein Feigling erst recht nicht. So suchte er denn am nächsten Sonntag Vormittag seinen schwarzen Anzug hervor, glättete den Cylinderhut, steckte den Brief zu sich und schickte sich zu dem schweren Gange an. Da fiel sein Blick nochmals in den Spiegel: na, er sah ganz reputirlich aus, der Jüngste freilich war er nicht mehr, aber wenn man 25 Jahr dort in dem Bureau sitzt . . ., mit festen Schritten verließ er seine Junggesellenklause.

Als er die Klingel ziehen wollte in der ersten Etage des Hauses Weberstrasse 13, wo die Hinterbliebenen wohnten, empfand er eine Art Herzklopfen, der Halskragen schien ihm zu eng zu werden, Schweißtropfen perlten ihm über die Wangen. Da zerrte er den Brief heraus und studirte nochmals die Adresse. „An meine Tochter, Fräulein Margarethe Lindner,“ — das stand ganz deutlich da in der bekannten steilen Handschrift. In diesem Augenblick schon zog er die Klingel, er hatte nur dieses Appells bedurft, um an sein Pflichtgefühl erinnert zu werden. Nach einigen Auseinandersetzungen und Erklärungen mit den dienstbaren Geistern wurde er schließlich in ein Zimmer geführt und noch ehe er richtig Umschau gehalten hatte, hörte er eine klare Stimme: „Herr Erdmann haben mir eine wichtige Mittheilung zu machen?“

Da stand sie vor ihm in dem langen schwarzen Kleide, mit tiefblassem Gesicht und vergrämten Zügen. Dabei aber mit ruhiger Würde, ernst und gesetzt. Den Bureaumenschen überlief es heiß und kalt, er nestelte verlegen an seiner Brieftasche herum, endlich faßte er den Brief, zog ihn hervor und stotterte: „Sie entschuldigen, gnädiges Fräulein, aber dieser Brief . . . Ihr Herr Vater, wissen Sie, kurz zuvor . . . die Katastrophe . . . diesen Brief . . . ich persönlich . . .“ Weiter kam er nicht.

Der Brief war ihm aus der Hand genommen worden, er sank in einen Sessel, das Zimmer sammt seiner Einrichtung führte ihm einen Rundtanz auf. Er preßte das Taschentuch an die Stirn, er legte es auf die Schläfe, er fächelte sich Kühlung zu, — Alles umsonst, das Zimmer drehte sich wieder, er glaubte sich in einem gewaltigen Caroussel zu befinden. Hin und wieder hörte er, daß Jemand weinte und schluchzte, aber er vermochte sich nicht zu erheben. Endlich fühte er, wie sich eine weiche Hand auf seinen Arm legte. Er fuhr empor. Margarethe stand vor ihm. „Sie haben mir, Herr Erdmann,“ so sprach sie ihn mit Thränen durchzitterter Stimme an, „einen großen Dienst erwiesen. Mein verstorbener Vater hatte viel Vertrauen zu Ihnen. Er hat ja gefehlt . . . aber für sich und für uns hat er wirklich nichts . . .“ eine Ohnmacht schien sie zu umfassen, es schien, als ob sie zusammensinken wolle. Erdmann ergriff die schlanke, zitternde Gestalt, er ließ sie behutsam auf ein Ruhebett gleiten. Ja, was sollte er denn da . . . ? Er trug die Wasserkaraffe heran, er durchtränkte sein Taschentuch, er benetzte Gesicht und Hände der Bewußtlosen. Er war rathlos, hilflos, — das mußte ihm passiren, ausgerechnet ihm!

Endlich besann er sich auf das zunächst Liegende: er rief das Dienstmädchen herbei. Während die sich um ihre Herrschaft bemühte, empfahl er sich englisch. Leise schlich er aus dem Zimmer, nahm im Korridor seinen Hut, öffnete behutsam die Flurthür und glitt geräuschlos die Treppe hinab. Als er auf der Straße war, stieß er ein „Uff“ der Erleichterung aus und brummte vor sich hin: „So'ne Besorgung, na, ich danke. Dabei ist das Fräulein Margarethe . . . hm, 'nen guten Charakter scheint sie zu haben, und dabei so herzlich . . . die soll stolz sein? Das ist ja Unsinn, da kenne ich sie besser.“

So philosophirte er weiter, bis er sein Stammlokal erreicht hatte. Natürlich, — wieder die bekannte Speisekarte: Suppe, Rindfleisch, Hammelkeule, Käse oder Kaffee. Und Herr Erdmann, der sonst diesen Speisezettel reell heruntergegessen hatte, er legte ihn seufzend bei Seite. Er verspürte heute gar keinen Appetit. Die Suppe kostete er nur, von dem Rindfleisch nahm er nur ein kleines Stück, die Hammelkeule rührte er gar nicht an. „Es ist kein Wunder,“ meinte der Wirth, „die schrecklichen Ereignisse haben auch ihm den Hunger verschlagen.“

Als Erdmann an einem der nächsten Sonntage überhaupt nicht an der gewohnten Abfütterungsstelle erschien, glaubte man an ein neues Unheil, verspätet traf aber eine Absage ein, „er sei heut eingeladen.“ „Diese verrückten Junggesellen,“ lamentirte der Oberkellner, „da habe ich nun diesem Steuerfritzen extra servirt,“ und verachtungsvoll klappte er die Serviette zusammen und schleppte die Teller hinaus.

Aus dem Untersteuereinnehmer Erdmann wurde überhaupt Niemand mehr so recht klug. Man wußte nur, daß er sehr oft im Hause des verstorbenen Kommissionsrathes verkehrte. Man war daher ganz „paff,“ als nach einem halben Jahre Herr Erdmann der Stadt seine Stellung aufkündigte. Und er war noch gar nicht pensionsberechtigt. War das ein Leichtsinn! Trotz aller Ermahnungen blieb aber Herr Erdmann fest, er verließ nach drei Monaten den Drehsessel seines Bureaus, auf welchem er länger denn 25 Jahre gehockt hatte. Nach weiteren drei Monaten gab's in der Stadt eine weitere Sensation: Herr Erdmann hatte sich mit Fräulein Margaretha Lindner verlobt. Die Klatschweiber — auch die männlichen Geschlechtes — hatten viele Wochen zu thun, ehe sie dieses Thema gründlich verarbeitet hatten. Sie waren damit noch gar nicht so richtig fertig, da kam ein neuer Schlag. Erdmann siedelte nach der Residenz

über, seine Braut folgte ihm bald. Dort haben sie denn auch geheirathet.

Wenn heute in der Kleinstadt der Zufall das Gespräch auf Erdmann bringt, dann gibt es nur eine Stimme der Entrüstung: „Dieser Duckmäuser, keinem Menschen hat er ein Wort gesagt. Und außerdem, das war ja gar keine standesgemäße Hochzeit. Wenn das der selige Kommissionsrath wüßte . . . ja, das war ein Ehrenmann durch und durch, der würde sich im Grabe herumdrehen. Seine Tochter und dieser Aktenschreiber . . .“

Und die Beiden leben trotz dieser liebevollen Betrachtungen in der Großstadt sehr, sehr glücklich!

Arzt und Priester.

Von E. Nadar.

(Nachdruck verboten.)

Dupuytren, der berühmte französische Chirurg, arbeitete fast beständig; wenig Menschen haben ein so arbeitreiches Leben geführt wie er. Sommers wie Winters war er um 5 Uhr auf, um 7 Uhr war er im Hotel Dieu, in dem berühmten Pariser Spital, das er um 11 Uhr verließ. Dann machte er seine Besuche bei Privatpatienten und ging nach Hause, um Kranke zur Consultation zu empfangen. Obgleich er sie mit einer fast brutalen Geschwindigkeit beförderte, so waren sie doch jeden Tag so zahlreich, daß die Consultationen oft bis in die späte Nacht dauerten.

Eines Tages, als sich die Untersuchungen noch länger als sonst hinausgezogen hatten, wollte Dupuytren, erschöpft von Müdigkeit, sich ein wenig ausruhen, als ein letzer, verspäteter Besuch an der Thür seines Cabinets erschien.

Es war ein Greis von kleinem Wuchs. Man hätte nur schwer sein Alter errathen können. Das Antlitz des Männchens war voll und rosig, hatte etwas Rundliches und Freundliches, obschon augenscheinlich das Rasirmesser niemals darüber zu gehen brauchte.

Unter einem Netz zahlreicher feiner Furchen und Fältchen hatte er einen kleinen Mund, eine kleine feingezeichnete Adlernase; seine Füße und Hände waren wie alles Uebrige en miniature; in seinen blauen Augen, in seiner Physiognomie, in seinen Bewegungen zeigte er eine Schüchternheit, eine Sanftheit, eine Güte, die köstlich waren.

Es giebt solche glückliche Physiognomien, auf denen der Blick mit Wohlgefallen verweilt. Wenn man das ruhige, friedliche Gesicht des kleinen Greises betrachtete, war es einem, als wenn man selber besser würde; man wurde unwiderstehlich zu ihm hingezogen; man empfand es wie ein Bedürfniß, ihn zu lieben.

In seiner Rechten hielt das Männchen einen Stock mit Schnabelgriff; er trug ein ganz und gar schwarzes Costum; wenn er grüßte, zeigte sich eine große Tonsur; es war ein Priester.

Dupuytren heftete die Augen auf ihn streng und eisig. „Was haben Sie?“ sagte er hart.

„Herr Doktor,“ erwiderte sanft der Priester, „darf ich mich setzen? Meine armen Beine sind schon ein wenig alt . . . . Vor zwei Jahren bekam ich eine Anschwellung an dem Hals. Der Arzt in meinem Dorfe — ich bin Pfarrer von Belleville; bei Nemours — hat mir gesagt, es habe nicht viel zu bedeuten aber das Uebel wurde immer schlimmer, und nach fünf Monaten ging die Geschwulst auf. Ich habe lange das Bett gehütet, ohne daß es besser wurde; dann war ich genöthigt aufzustehen, denn ich bin allein, habe die Seelsorge in vier Filialen, und . . . . . .“

„Zeigen Sie mir Ihren Hals!“ herrschte ihn der Arzt an.

„Die guten Leute,“ fuhr der Greis unbeirrt fort, „haben mir wohl angeboten, sich alle Sonntage an einem Orte zu versammeln, um dort die Messe zu hören; aber sie haben viel Arbeit während der Woche und nur den einen Tag, um sich auszuruhen. Ich habe mir gesagt: Es ist doch nicht recht, daß alle diese Leute sich deinetwegen bemühen, und dann, wissen Sie, da ist auch der Erstkommunikanten-Unterricht, der Katechismus. Se. Bischöflichen Gnaden wollten noch warten, bis sie mir einen Geistlichen zur Hülfe schickten. Da haben mir aber meine Pfarrkinder gesagt, ich solle nach Paris gehen, um Sie zu consultiren. Ich habe einige Zeit nöthig gehabt, bis ich mich entschloß; denn die Reisen kosten viel Geld, und ich habe viel arme Leute in meiner Gemeinde. Ich habe aber nachgeben und thun müssen, was sie wollten; so benutzte ich die Post . . . . . . Das ist also mein Leiden, Herr Doktor!“ sprach er, indem er ihm den Hals hinstreckte.

Dupuytren untersuchte lange. Der Hals des Kranken zeigte ein Loch von nahezu einem Centimeter Durchmesser. Es war ein Absceß am Unterkiefer, complicirt durch eine Geschwulst der Blutader. Die Wunde war an mehreren Stellen krebsartig. Der Fall war dermaßen ernst, daß Dupuytren erstaunte, daß der Kranke vor ihm noch auf den Beinen stehen konnte.

Er schob die Ränder der Wunde weit zurück und untersuchte die Umgebung durch so schmerzhaftes Drücken, daß man hätte ohnmächtig werden können.

Der Geistliche zuckte nicht einmal. Als die Untersuchung beendigt war, drehte Depuytren plötzlich den Kopf des Patienten in seinen beiden Händen herum, betrachtete ihn fest und sagte ihm ins Gesicht, indem er ihn mit schrecklicher Stimme anfuhr:

„Jawohl, Herr Abbé, da ist nichts zu machen, mit so etwas muß man sterben.“

Der Abbé nahm sein leinenes Tuch und umwickelte seinen Hals ohne ein Wort zu sprechen. Dupuytren hate immer die Augen auf ihn geheftet; als er sich fertig verbunden hatte, zog der Priester ein in Papier gewickeltes Fünf-Frankenstück aus der Tasche und legte es auf den Schreibtisch.

„Ich bin nicht reich, Herr Doktor!“ sagte er mit einem ruhigen Lächeln. „Verzeihen Sie mir, daß ich eine Consultation des Herrn Dr. Dupuytren nicht besser honoriren kam . . . Ich bin glücklich, Sie besucht zu haben; wenigstens bin ich vorbereitet auf das, was mir bevorsteht. Vielleicht hätten Sie diese große Entscheidung,“ sagte er mit unendlicher Sanftmuth, „mir mit etwas mehr Rücksicht mittheilen können. Ich bin fünfundsechzig Jahre alt, und in meinem Alter hängt man manchmal doch noch sehr am Leben. Ich bin Ihnen aber doch nicht böse. Sie haben mich auch nicht überrascht; seit langem bin ich auf diesen Augenblick gefaßt. Adieu, Herr Doktor! So will ich denn in meinem Pfarrhaus sterben.“

Und so ging er weg.

Dupuytren blieb in Gedanken versunken. Dieser eiserne Charakter, dieses mächtige Genie zerbrachen wie dünnes Glas gegen ein Paar einfache Worte eines armen Greises, den er ganz hinfällig und krank in seinen Händen gehalten und mit dem er spielen zu können geglaubt hatte. Er war in diesem schwachen und leidenden Körper einem Herzen begegnet, das stärker war als seines; einem Willen, der energischer war als seiner: Es hatte seinen Mann gefunden.

Dann eilte er rasch aus dem Zimmer. Der kleine Priester stieg eben langsam die Stufen hinab, indem er sich an dem Geländer festhielt.

„Herr Abbé!“ rief er, „wollen Sie noch einmal herauf kommen?“

Der Abbé kam sofort zurück.

„Es ist vielleicht eine Möglichkeit Sie zu retten,“ sagte der Arzt, „wenn Sie wollen, daß ich Sie operire.“

„Ach, guter Gott, Herr Doktor,“ sagte der Abbé, indem er sich mit einiger Lebhaftigkeit seines Stockes und Hutes entledigte „ich bin ja nur deshalb nach Paris gekommen. Operiren Sie nur alles, was Sie wollen!“

„Aber vielleicht machen wir einen vergeblichen Versuch; und die Sache wird lang und schmerzhaft sein.“

„Operiren Sie, operiren Sie, Herr Doktor! Ich werde Alles ertragen, was nothwendig ist. Wie würden sich meine armen Pfarrkinder freuen!“

„Nun denn gut! Sie begeben sich sogleich in das Hotel Dieu, Saal St. Agnes. Sie werden dort vollkommen gut aufgehoben sein; die Schwestern werden es an nichts fehlen lassen. Sie ruhen sich heute Abend gut aus, auch morgen und übermorgen, das andere wird sich finden.“

„Es ist abgemacht Herr Doktor! Ich danke Ihnen."

Dupuytren warf einige Worte auf ein Papier, das er dem Abbé übergab. Dieser ging direkt nach dem Spital, wo fast die ganze Schwesternschaft herbei kam und ihn in einem kleinen mit weißen Vorhängen umgebenen Bette unterbrachte. Alle machten sich mit ihm zu thun, brachten Kissen herbei und erfrischende Säfte zum trinken. Der kleine Priester wußte gar nicht, wie er ihnen danken sollte.

Den zweiten Tag darauf waren die fünf- bis sechshundert Schüler, die jeden Tag dem klinischen Vortrag des Meisters folgten, kaum versammelt, als Dupuytren ankam. Er schritt auf das Bett des Priesters zu. Das imposante Geleite folgte, und die Operation begann.

Dupuytren schnitt mit Messer und Scheeren darauf los. Seine stählernen Zängelchen sondirten die Tiefe der Wunde und führten Fäden empor, die er drehte und darauf befestigte. Dann entfernte knirschend die Säge cariöse Stücke aus dem Unterkiefer; jeden Augenblick wurden die Schwämme ausgedrückt; das Blut lief in Strömen. Die Operation dauerte 25 Minuten. Der Abbé zuckte nicht mit den Wimpern; nur als die Umgebung mit befreiter Brust aufathmete, und alle vor Erwartung und Furcht beklommen aufstöhnten und Dupuytren sagte: ‚Es ist fertig," war der Abbé etwas blaß.

Dupuytren verband ihn selbst.

„Ich glaube, alles geht gut," sagte er freundlich zu ihm. „Haben Sie viel gelitten?"

„Ich habe mich bemüht an etwas anderes zu denken," erwiderte der Priester.

Dann wurde er ohnmächtig.

Dupuytren beobachtete ihn einen Augenblick in tiefstem Schweigen; dann zog er die weißen Vorhänge des Bettes zu; und die Krankenvisite wurde fortgesetzt.

Der Priester war gerettet.

Jeden Morgen, wenn Dupuytren kam, übersprang er, sonderbar und ganz gegen seine Gewohnheiten, die ersten Betten und begann seine Visite mit seinem Lieblingskranken. Später, als dieser aufstehen nnd einige Schritte machen konnte, kam Dupuytren nach Beendigung seiner Klinik auf ihn zu, nahm seinen Arm und machte mit dem Reconvalescenten einen Gang durch den Saal.

Für Jeden, der die rücksichtslose Härte kannte, mit der Dupuytren gewöhnlich seine Kranken behandelte, war diese Veränderung der Behandlungsweise unerklärlich.

Als der Abbé im Stande war, die Reise aushalten zu können, nahm er von dem Doktor Abschied und kehrte zu seinen Pfarrkindern zurück. — —

Einige Monate später sah Dupuytren, als er in das Hotel Dieu kam, den Abbé auf sich zukommen, der ihn im Saale St. Agnes erwartet hatte. Der Abbé trug wie immer seinen bescheidenen schwarzen Anzug; aber der war voller Staub, und seine Schnallenschuhe waren ganz weiß, als ob er einen weiten Weg zu Fuß zurückgelegt hätte. Er trug im Arm einen großen Weidenkorb, der mit Stricken befestigt war und aus welchem Strohhalme heraussahen. Dupuytren empfing ihn sehr freundlich, und nachdem er sich überzeugt hatte, daß die Operation keinerlei schlimme Folgen gehabt hatte, frug er, was ihn nach Paris geführt habe.

„Herr Doktor!" erwiderte der Priester, „es ist heute der Jahrestag meiner Operation, ich wollte den sechsten Mai nicht vorüber gehen lassen, ohne Sie zu besuchen und Ihnen ein kleines Geschenk mitzubringen. Da habe ich denn in meinen Korb zwei schöne Hühner gesteckt aus meinem Hofe, Obst aus meinem Garten, wie Sie solches kaum in Paris bekommen. Sie müssen mir versprechen und mir die Hand darauf geben, von Allem diesem auch zu versuchen!"

Dupuytren drückte ihm innig die Hand; er wollte den guten Greis veranlassen mit ihm zu speisen; aber dieser schlug es ab, nicht ohne einen gewissen Kampf mit sich selber. Seine Augenblicke seien gezählt, meinte er; und er müsse wieder den Rückweg antreten. — — —

Noch zwei Jahre am sechsten Mai, sah Dupuytren den kleinen Priester mit seinem unvermeidlichen Korb und seinen unvermeidlichen Hühnern wiederkehren. Der Doktor empfing seine Besuche mit einer Art Bewegung. Eine wahre, innige Freundschaft hatte die beiden Männer verbunden.

Da fühlte Dupuytren die ersten Anzeichen jener Krankheit, vor welcher sogar seine Wissenschaft, so groß sie sein mochte, zurückweichen mußte. Er reiste nach Italien, aber ohne Hoffnung, daß er durch diese Reise, die zu unternehmen ihn die vereinigte Fakultät veranlaßt hatte, Heilung finden werde. Als er nach Frankreich zurückkehrte, es war im Monat März 1834, schien sich sein Zustand gebessert zu haben; aber diese Besserung war nur scheinbar, und Dupuytren fühlte das wohl. Er sah sich sterben; er hatte die ihm noch gestatteten Augenblicke gezählt.

Sein Charakter wurde noch verschlossener, noch finsterer, in dem Maaße, als er sich dem verhängnißvollen Zielpunkte näherte.

Vielleicht gab ihm in diesen letzten und traurigen Stunden die moralische Einsamkeit, die Vereinsamung, die er sich, grausamer Weise, selber bereitet hatte, und die ihn Angesicht gegen Angesicht dem Tode gegenüber stellte, eine feierliche Mahnung.

Eines Tages erhielt der Abbé in Belleville folgenden Brief:

„Mein theurer Abbé!

Nun ist die Reihe am Doktor. Er braucht Sie. Kommen Sie schnell! Vielleicht kommen Sie zu spät.

Ihr Freund

Dupuytren."

Schon am andern Tage war der kleine Pfarrer zur Stelle. Lange blieb er mit Dupuytren eingeschlossen. Keiner weiß, was sich die beiden sagten; aber als der Abbé aus dem Zimmer des Sterbenden trat, waren seine Augen feucht und sein Antlitz strahlte von einer sanften Begeisterung.

Tags darauf, es war der achte Februar 1835, war Dupuytren gestorben.

Am Tag der Beerdigung war der Himmel vom Morgen an traurig mit grauen Wolken bedeckt. Ein feiner und andauernder Regen, mit Schnee untermischt, durchdrang eisig die ungeheuere und schweigsame Menge, die den Platz Saint-Germain-l'Auxerrois und den weiten Hof des Sterbehauses erfüllte. Die Kirche Saint Eustache faßte kaum das Leichengeleite.

Nach dem Gottesdienst trugen die Schüler den Sarg bis zum Friedhof. Der kleine Abbé aus Belleville folgte weinend dem Zuge.

Der Mann im Monde.

Von Kurt Prior. (Nachdruck verboten.)

Wenn die volle Scheibe des treuen Trabanten unserer Erde am Horizont emporsteigt, so braucht man nicht gerade aus dem Wirthshause herauszukommen, um auf dem leuchtenden Rund ein pausbäckiges Antlitz wahrzunehmen. Der „Mann im Monde" spielt im deutschen Märchen eine große Rolle, und wir Alle haben wohl als Kinder den Versuch gemacht, Augen, Nase und Mund des Vollmondsgesichts aufzusuchen.

In der Schule lernen wir freilich dann, daß die dunkeln Flecken und Schatten, die auf diesem Gesicht jene einzelnen Theile darzustellen scheinen, in Wirklichkeit Berge und Thäler des Mondes sind. Die heller leuchtenden Flächen sind nach der Versicherung unserer Astronomen durchweg ausgedehnte Gebirge, die dunkleren Theile dagegen meist tieferliegende, verhältnißmäßig ebene Flächen, die man ehedem als Meere ansah, und diesen Namen hat ihnen auch die moderne Sternkunde belassen.

Den Naturvölkern aber gilt wie den Kindern der Vollmond für das Antlitz eines überirdischen Wesens, zu dem sie verehrend oder mit abergläubischer Scheu emporblicken. Auch die alten

Griechen sahen wahrscheinlich in den dunkeln Flecken der Mondscheibe ein menschliches Antlitz, und Plutarch schrieb eine Abhandlung über „das Gesicht im Mond". In einer mittelalterlichen Legende sind jene Schattirungen Spuren der von der Sünderin Maria Magdalena reuevoll vergossenen Zähren. Zahlreiche Völker dagegen meinen in der Mondscheibe nicht eine menschliche Physiognomie, sondern vielmehr die Gestalt eines Hasen zu erblicken. Wie die Buddhisten glauben, hatte sich Buddha, während er noch als Bettler auf Erden weilte, eines Tages im Walde verirrt. Ein Hase brachte ihn auf den rechten Weg, worauf der Heilige zu ihm sagte: „Leider kann ich dir keinen Lohn für deine Gutherzigkeit geben; denn ich bin arm und hungrig." — „Wenn du hungrig bist", erwiderte ihm darauf der Hase, „so zünde ein Feuer an, tödte, brate und verzehre mich." Als Buddha das Feuer angezündet hatte, sprang der mitleidige Lampe aus freien Stücken in die Flammen. Durch solche Aufopferung gerührt, machte der Sakjamuni von seiner göttlichen Kraft Gebrauch, entriß ihn dem Feuer und versetzte ihn in den Mond. In ganz Indien heißt der Mond der Hasenträger; auch die Mongolen sehen einen Hasen im Monde, desgleichen die Japanen, bei denen er in einem Mörser Reis stampft.

In zahlreichen anderen Mythen der Vorzeit wiederum ist irgend ein Uebelthäter in den Mond verbannt worden, meist ein Waldfrevler, der am Sonntag während des Gottesdienstes Holz stahl und zur Strafe in den Mond verwünscht ward. Er muß dort in alle Ewigkeit ein großes Bündel Holz oder Reisig auf dem Rücken schleppen und hat manchmal einen Hund bei sich. So berichtet die schottische Sage, und in Shakespeares „Sturm" sagt Stephano zu Caliban: „Ich war seiner Zeit, glaube mir, der Mann im Monde." Darauf erwidert dieser: „Ich habe Dich darin gesehen und bete Dich an. Meine Gebieterin zeigte Dich mir und Deinen Hund und Deinen Busch."

Die Wurzel all dieser Märchen und Sagen vom Mann im Mond dürfte wohl jene Erzählung der nordischen Skalda sein, worin berichtet wird, daß Mani (der Mond) einst auf die Erde hinabschauend zwei Kinder sah, die er raubte und zu sich nahm, wo man sie von der Erde aus sehen kann. In Schwaben meldet die Sage von einem Weingärtner, der Sonntags in seinem „Wingert" arbeitete, die Reben beschnitt und dann die abgeschnittenen Schößlinge in ein Bündel zusammenband. Das legte er auf seine Butte und trug es nach Hause; eine andere Wendung aber läßt ihn dies „Rebenbüschele" in einem fremden Weinberg stehlen. Als er nun wegen der Entheiligung des Sonntags (oder wegen des Diebstahls) zur Rede gestellt wurde, schwur er hoch und theuer, daß er unschuldig sei und bekräftigte das mit den Worten: „Hann i's dann, so komm i in' Maun" (Hab' ich's gethan, so will ich in den Mond kommen). Für diesen Frevel ist er dann nach seinem Tode wirklich in den Mond versetzt worden, wo er zur Strafe geschmolzenes Eisen essen muß. Wenn daher Jemand am Sonntage „schafft", so ruft man ihm wohl warnend zu: „Du mußt auch noch einmal in den Mond!"

In anderen Gegenden Schwabens hat der Frevler Sonntags im Walde Holz gestohlen und heim getragen. Da begegnete ihm ein Mann, welcher aber der liebe Gott war, und fragte ihn, ob er denn nicht wisse, wie das dritte Gebot laute? Er müsse ihn bestrafen. Doch dürfe er sich wählen, ob er lieber in den Mond oder in die Sonne verwünscht sein wolle. Da meinte der Dieb: „Muß es denn sein, so will ich lieber im Monde erfrieren, als in der Sonne verbrennen." Darauf ward er mit seinem Bündel in den Mond versetzt; nach einer anderen Lesart hatte unser Herrgott aber doch noch Mitleid mit dem Sünder: Damit das „Besenmännle" bei der grimmen Kälte auf dem Monde nicht erfriere, zündete er ihm das Bündel Holz auf seinem Rücken an, das noch immer brennt und auch niemals erlöschen wird.

Wie der Süden, hat auch der Norden Deutschlands solche Sagen. Im Havellande weiß man von einem Manne zu berichten, der am Weihnachtsabend plötzlich Lust auf Grünkohl bekam. Da er selber nun keinen im Garten hatte, so ging er zum Beet seines Nachbarn und stahl solchen. Als er den mitgenommenen Korb gerade gefüllt hatte, kam der heilige Christ auf seinem Schimmel vorbei und sagte zu ihm: „Weil Du am heiligen Abend gestohlen hast, so sollst Du gleich mit Deinem Korbe voll Kohl im Monde sitzen", und so geschah es. Zu Hemer in Westfalen aber lautet die Legende: „Es war einmal ein Mann, der wollte am stillen Freitag (Charfreitag) sein Feld einzäunen und hatte einen Haufen Dorngesträuch an der Gabel; da kriegte ihn unser Herrgott zu fassen und setzte ihn so, wie er ging und stand, in den Mond."

Alle diese Erzählungen von der Bestrafung des Mondmännchens stammen aus christlicher Zeit; älteren, heidnischen Ursprungs sind jene Mythen, in denen eine Person in den Mond versetzt wird, weil sie in seinem Schein gearbeitet hat. Eine derartige Sage erklärt die Flecken im Monde für ein Mädchen oder eine Frau, die bei Mondschein gesponnen hat und dafür vom Monde hinaufgezogen worden ist. Nun sitzt sie droben mit ihrer Spindel und spinnt die Herbstfäden, welche man gewöhnlich Altweibersommer nennt.

Auch bei den Ungarn begegnen wir der Vorstellung von einem Mann im Monde, lassen uns aber, um die Leser nicht zu ermüden, an den bisher aufgezählten Sagen genügen. Aus dem Volksglauben ist das „Gesicht" des Mondes in die Poesie übergegangen, wofür es an Beispielen von Goethe bis auf Herrn von Mühler (G'rad aus dem Wirthshaus jetzt komm' ich heraus, — Mond, wie sonderbar siehst Du mir aus",) nicht fehlt. Ganz neuerdings hat ein italienischer Dichter eine Entdeckung auf der glänzenden Scheibe des Vollmondes gemacht, die wirklich poetisch anmuthend ist, aber durchaus nicht blos auf einem Spiele der Phantasie beruht.

Felix Zamboni läßt in seinem dramatischen Gedicht „Sotto i Flavi" (Unter den Flaviern) ein zärtlich sich liebendes Ehepaar, den Gallierführer Julius Sabinus und seine Gattin Eponia ihr Abbild im Monde erblicken, was auch kulturgeschichtlich dadurch begründet ist, daß die alten Gallier dem Mondkultus huldigten.

Eponia beginnt die Beschreibung dieses originellen Mondbildes:

„Von rechts nach links der Scheibe wendet sich
Ein himmlisches Profil, das menschlich Deine,
Von dichtem Haarschmuck hoch das Haupt umwallt,
Das Kinn nach Gallierweise bartlos glatt.
Die Lippe überschattet, lächelt wie
In heit'rer Ruh. Der starke Nacken sitzt
Auf breiter, freier Brust im inner'n Rand
Der hellen Sichel."

Ergänzend fährt ihr Mann fort:

„Ja, ich seh's. O Wunder!
Aus weißem, schneeig jungfräulichem Hauch
Emporgetaucht, zur Linken sehe jetzt ich
Dein lieblich Antlitz wie hinab geneigt,
Das leuchtend hin zum Kuß die Wange beut.
Und auf des Haares frei verstreuter Fluth,
Die rings den Hals umwallt, da scheint zu schweben
Das duft'ge Haupt, dem er sich küssend naht."

Darauf schließt Eponia:

„Sie küssen selig sich am Himmel in
Dem hellen ew'gen Spiegel uns'rer Liebe. —
Nicht einem jeden Auge ist's gegeben,
Dies off'ne, doch verschleierte Geheimniß
Der Liebenden zu schauen."

Wer aber ziemlich scharf sieht, wird bei einiger Aufmerksamkeit schon mit freiem Auge auf der Mondscheibe leicht zwei menschliche Gesichter gewahren, die sich in einem innigen Kusse vereinigen. Am besten tritt dies anmuthige Naturspiel auf der Mondscheibe beim Aufgehen, drei Tage vor oder nach dem Vollmonde, in die Erscheinung. Auf der rechten Hälfte unterscheidet man einen großen, kräftigen Männerkopf im Profil, mit üppigem Haupthaar, starker Nase, Schnurrbart und aufgebogenem Kinn. Er ist viel schärfer und deutlicher ausgeprägt als das weibliche Gesicht, doch ist auch dieses mitunter gut zu sehen. Die Schatten auf der linken Seite stellen eine Frau dar mit aufgelöstem, lang herabwallendem Haar, aber en face, die von dem Manne geküßt wird. Kurzsichtige mögen sich eines guten Feldstechers bedienen, dann werden auch sie die beiden Köpfe erkennen und den „Kuß im Monde" gewahren.

Verantwortlicher Redakteur: Oskar Elsner in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.